

Winkeln des Mundes versinkend, der geöffnet ist, nur ein wenig. Redet sie? seufzt sie? athmet sie den Opferdampf ein, der zu ihr aufsteigt? Alles; wenn man denkt, sie thäte es, so thut sie's. Lieblich und mit einem leichten Grübchen darunter, fast als wollte sie sich spalten, liegt die Unterlippe unter der oberen, deren Mitte ein wenig über sie hervorspringt, in der Art, wie man es oft bei Kindern sieht; aber es kommt nichts kleines, niedliches etwa so in diese wundervollen Formen. Sanft abgeplattet und energisch groß gerundet setzt das Kinn an, und eine volle, starke Rundung liegt zwischen ihm und dem Halse, der weder zart, wie der der mediceischen Venus, noch schlank, wie der der Diana mit dem Rehbock, sondern vom reinsten Ebenmaß ist, für das wir keines schmückenden Beiworts bedürfen.

Die Augen erscheinen klein, doch bemerkt man es erst, indem man sie einzeln betrachtet; die Augenlieder sind schmal und ohne scharfen Contour. Wie anders springen sie bei der Pallas Athene des Phidias hervor, daß man fast die drohenden Wimpern zu sehen glaubt, und das blitzende Auge, das sie beschatten! Auch theilt man ihm die Statue nicht zu, sondern seinem weicherem, weniger strengen Nachfolger Skopas, oder dessen Schule.\*

Die Brauen sind wenig gebogen und den Augen aufgedrückt. Auch die Stirn ist niedrig und breit, die Wangen nicht voll, aber breit, der Nasenrücken nicht minder, zwischen den Augen leise zusammengenommen, dann wieder auseinandergehend und in die Wangen auslaufend, bis er sich an der Spitze neu in deutlicherer Form gibt. Doch ist hier nichts scharfes, vorstrebendes in ihrer Bildung; voll und sanft abgerundet, dabei ein wenig übergesenkt (im Profil eine der zarresten Linien), entspricht sie den aufathmenden Nüstern und dem geöffneten Munde, dessen obere Lippe fein und sehr nahe unter ihr ansetzt.

Erwägt man jeden Theil für sich, so geräth man in Versuchung, ihn einzeln zu stark zu finden; vergleicht man aber die Theile unter einander, so scheinen sie fast zu klein. Ich will dies nicht zu erklären suchen und weiß den Grund nicht. Allein dieser Widerspruch drängte sich mir stets auf, so oft ich den Kopf genauer und längere Zeit ansah. Wie man ihn aber nimmt und betrachtet, immer entstehen neue, überraschende Linien und niemals auch nur die geringste Biegung, welche man anders wünschte. Zauberisch wirken Hell und Dunkel, wenn man Abends ein Licht in verschiedenen Stellungen zu ihm bringt. Da lebt oft alles, die Lippen

\* Waagen.

zittern, die Augen blicken und die Wangen haben sich. Was bei Tag eine leere glatte Fläche erschien, erhält im zweifelhaften Schimmer lebendigen Ausdruck; an der Stirn erscheinen Uebergänge unmerklicher Modellirung, und man glaubt gefunden zu haben, was den Augen solchen Reiz verleiht, denn es zeichnen sich um sie große, wunderbare Höhlen, aus denen sie so strahlend herausleuchten. In den Mundwinkeln nistet sich dann aber ein Lächeln ein, wie nur die Göttin lächeln konnte, die sich den Sterblichen hingab und dennoch niemals schwach und sterblich war.

Sagt ihr Antlitz schon soviel, was erst die ganze Gestalt! Einstimmig wird sie als die schönste anerkannt, welche von antiker Arbeit uns erhalten blieb. Ich kenne das Original nicht, nur den kalten Gypsabguß, im hiesigen neuen Museum an einer Stelle aufgestellt, wo das Licht von der Seite fallend die Figur mit einer gleichgültigen Helligkeit umgibt. Ungünstig ist der Platz nicht. Sie steht allein in einer Nische, man kann ganz in ihre Nähe und wieder zurück treten, man fühlt die adelige Ruhe, die Hoheit ihrer Erscheinung, man möchte sich nicht abwenden von ihr, — aber dennoch: es sind so viele Jahre vergangen, seit der Künstler seinen Meißel zum letztenmal ansetzte, und es lebt kein Volk mehr, das in ihr das Symbol ewiger Gefühle verehrt.

Der Reiz der Neuheit ist kein frivoler, das Zeitalter, in dem wir leben, ist das beste, besser als alle vorangehenden, der Frühling, dessen Luft wir athmen, der schönste, sein Nachtigallengesang süßer als der des verflohenen Jahres. Es ist unmöglich, sich zurückzuzaubern in die Gefühle verlebter Zeiten; was uns aus jenem Blütenalter der Kunst geblieben ist, ermangelt des Reizes, der einst sein schönster war: es lebt kein Volk mehr, das den Meister umschloß und seine Werke, durch die er sein eigenes Geheimniß offenbarte, welches zugleich das seines Volkes war.

Was ist mir diese Gestalt einer Göttin? Was nützen mir die Gedanken, die sie in mir erwachen läßt? Eine unfruchtbare Sehnsucht sind sie, fremd mir selber, in dem sie zu reden beginnt. Ich betrachte sie; ich denke, so erhob sie sich aus dem Schaume des Meeres, rein, wie die Fluthen, denen sie entstammte, ihre Seele durchleuchtend durch die unverhüllten Glieder, wie für uns die schönsten Glieder durch ein edel gefaltetes Gewand scheinen. Nicht wie die mediceische Venus, um die eine roßige Wolke von Anmuth schwebt, die der Flügelschlag ihrer Tauben umrauscht, die den irdischen Genuß in die Gewölke trägt, sondern frei, wie Prometheus das Feuer herabholte, scheint sie den Funken überirdischer Liebe aufgefangen zu haben, um ihn dem

Geschlechte zu verleihen, das verehrend zu ihr aufblickt. Ich sehe einen Tempel, durch dessen offenes Dach ein warmes, gedämpftes Licht herabströmt, einen Altar, von dem die Schleier des Opferdampfes aufstiegen; da steht sie, tadellos, unangetastet von rohen Händen (weder von denen, die sie stürzten, noch denen, die sie aus dem Boden wieder herausgruben); Rosen liegen zu ihren Füßen, und das Mädchen, das zitternd zu ihr aufschaut, sah sie als Kind schon so dastehen, lächelnd, als wäre es unmöglich, daß sie nicht jedes Geheimniß ahnte, jeden Wunsch gewährte, den selbst, den nur das Herz zu denken wagte.

Ihr eigen war das Haus, ein Tempel, von der untersten Stufe bis zur Spitze der Giebeln vom geheimnißvollen Rhythmus des Ebenmaßes belebt. Von seiner Höhe herab ein Blick auf die gebirgigen Inseln Griechenlands, auf das Meer, aus dem sie auftraten, und auf den Himmel, dessen Blau aus seinen Wellen emporstrahlte; im Herzen aber Freiheit und weit umher die eilenden Schiffe, in Schwärmen kommend oder dahinziehend, in ihnen aber siegreiche Krieger und an den Rudern die Sklaven, die sie erbeutet, in gefesselter Dienbarkeit.

Die, welche damals lebten, sahen die Göttin anders als wir, die wir die verstümmelte Gestalt betrachteten, deren Tempel und Altäre verschwunden sind, von der wir nicht wissen, von wem und wann sie vollendet ward, wo sie stand, nicht einmal, wie ihre Arme geformt waren, deren Schönheit wir trotzdem zu ahnen meinen im Anblick der herrlichen Schultern, denen sie geraubt sind. Gewiß, sie ist schön. Bewunderung und Staunen erweckt sie, die Phantasie trägt sie mit Macht zurück zu ihren Zeiten, aber fremd bleibt sie uns, und während wir im Anschauen verloren sind, sagt uns eine leise Stimme, es sey für uns kein Herz mehr in dieser Schönheit.

Es ergeht mir mit ihr wie mit den Dichtungen der Griechen, die meine tiefsten Gefühle anrühren, aber, wenn ich es recht überlege, mehr durch einen kühlen Zwang, als weil ich mich völlig ihnen hingabe und unerfättlich mehr verlangte. Orest und Oedipus, Iphigenie und Antigone, was haben sie gemein mit meinem Herzen? Unwillkürlich legen wir oft in sie hinein, was wir in ihnen erblicken möchten, und erblicken es dann scheinbar, aber es ist nur eine Täuschung. Zeit und

Berlin, November 1855.

Volk gehen allzusehr verschiedene Wege. Die Welt theilte sich unter Freie und Sklaven, Völker bekriegten sich, nur um sich zu vertilgen, andere Gesetze, andere Familienbände, ein anderes Mitleid, ein anderer Ehrgeiz, Ruhe und Bewegung anders, als sie fordern und begreifen. Der Dichter erhebt sich freilich über seine Zeit, aber er ist undenkbar trotzdem ohne seine Zeit. Um so höher die Blüthe der Sonne aufsteigt, um so tiefer schlagen sich ihre Wurzeln in den Boden, welcher sie trägt und die andern. Ein Nachklang aller dieser Verhältnisse klingt aus den Werken der alten Dichter befreudend uns an, durchdringt Alles, was dem Alterthum angehört. Es ist eine Scheidewand gezogen zwischen ihm und uns; durchsichtig mag sie seyn, wie vom reinsten Crystall erbaut, aber unübersteiglich bleibt sie dennoch. Ein Alles überflügelnder Drang nach freier Gleichberechtigung vor Gott und dem Gesetz lenkt heute einzig unsere Geschicke. In ihm wurzeln unsere Sitten und Gefühle. Wir leben, jene Zeiten sind todt. Unsere Sehnsucht kann in dem ihre Befriedigung nicht finden, was die längst erfüllte Sehnsucht längst vergangener Tage stillen sollte. Diese Schöpfungen sind keine Nothwendigkeit mehr für uns, wären sie noch schöner und wunderbarer.

Untergehen werden sie nicht durch unsere Nachlässigkeit. Immer werden sie uns sagen, was ihre Meister erreichten, wie sie sich der Natur rücksichtslos hingaben, der einzige Weg, Großes zu gestalten. Unsere Ruhe werden sie stets entzücken, aber unsere Leidenschaften nimmermehr beruhigen. Fehlt uns plötzlich Homer, die Tragiker, Pindar und andere, wären alle Kunstdenkmale der antiken Zeit versunken, ein ungeheurer Verlust wäre das für uns. Aber würden wir Goethe, Shakespeare oder Beethoven hingeben, um jene wieder zu erlangen? würden wir schwanken, wenn hier Raphaels, Michel Angelos und Murillos Werke, dort alle Schätze des Alterthums lägen und ein's oder das andere uns genommen werden sollte? Genießen wir sie beide, stimmen wir nicht dem unsinnigen Treiben derer zu, welche das classische Studium der Jugend aus den Händen reißen möchten, aber empfinden wir dennoch den Unterschied zwischen dem, was uns blutsverwandt ist, und dem, was wir bewundern, an dem wir uns bilden und belehren, und was wir freilich nicht übertreffen könnten, wenn wir es versuchten.

Herman Grimm.